



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

A., H.: Der Ball der großen Oper.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Der Ball der großen Oper.

„Zu welchem Zwecke reisen Sie eigentlich nach Paris?“ fragte mich der junge Pole, der neben mir im Coupé des Eisenbahnwagens saß. „Zu welchem Zwecke?“ wiederholte ich. „Das ist nicht so leicht zu sagen. Ich reise nach Paris, um Paris zu studiren, um einen Ueberblick über französische Zustände zu bekommen, ja, um Deutschland besser begreifen zu lernen. Dann bin ich Arzt und will dort die medizinischen Anstalten kennen lernen. Endlich ruft mich ein Etwas hin, was ich nicht recht nennen kann; ich habe immer geglaubt, daß es sich dort, wo das Leben am reichsten und vollsten braust, auch am nutzbringendsten leben lasse, und....“ — „Bei mir“, unterbrach mich der junge Mann, „ist die Ursache leichter anzugeben. Ich reise nach Paris, um den Carneval mitzumachen. Der Pariser Carneval — sehen Sie — ist das einzige, was dieser grauen, farblosen Zeit aus den frohen Tagen des alten Heidenthums zurückgeblieben ist. Der Carneval in Venedig, einst so berühmt, ist jetzt todt, mausetodt; der Carneval in Rom — ich hab' ihn auch gesehen — liegt im Sterben. Nur der Carneval von Paris lebt noch — und lebt mit tausend Pulsen. Wohl wagt er sich nicht bei Tage hervor. — Sie könnten am Faschingmontag durch ganz Paris gehen, ohne eine einzige Maske zu sehen — aber bei Nacht ist's anders. Bei Nacht rafft er sich auf, der arme, in die Nacht erklärte Gott der Heidenzeit, nimmt den tausendfarbigen Mantel um, setzt das alte Bacchantenhorn an die Lippen und ruft alle Menschen zu einem ungeheuren Feste des Frohsinns zusammen. In einer Nacht besonders drängt er Alles hervor, was er noch an alter Lust und altem Uebermuth hat — es ist die Nacht des letzten Opernballs. Wohl Ihnen, daß Sie noch zu rechter Zeit kommen, ihn anzusehen. Ihn zu versäumen, wäre ein Frevel.“

Der Enthusiasmus des jungen Polen für den Pariser Carneval sollte für mich im ersten Augenblick etwas Empörendes haben. Hat der junge Mensch im Carneval 1847 schon den Carneval von 1846 vergessen? fragte ich mich selber. Wie kann sich ein polnisches Herz erfreuen um die Zeit herum, die so viel tausend polnische Herzen erbarmungslos zerschmettete! — Dann dachte ich mir: vielleicht ist er aus einer Provinz, die jenem gräßlichen Gewitter ferne lag. Vielleicht hat

er in jenen furchtbaren Mordtagen kein geliebtes Herz verloren. Er ist jung und reich — warum sollte er nicht leichtsinnig sein dürfen?

Einige Wochen nach meiner Ankunft in Paris, als ich eines Abends träumend bei den verglimmenden Kohlen meines Kamins im Hôtel Violet saß, weckte mich auf einmal ein seltsamer Hörnerton. Er kam näher und näher, es war nur ein einziger langgezogener Ton, aber so seltsam modulirt, wie ich noch nie einen ähnlichen gehört hatte. Die alten Bacchantenhörner kamen mir wieder in's Gedächtniß, ich erinnerte mich gelesen zu haben, daß sie sich in Frankreich wie ein Rest der römischen Saturnalien erhalten hätten. Ich sah in den Kalender — es war Dienstag, der letzte Faschingstag im Jahre. Heute oder nie mußte ich den Ball der großen Oper sehen. Mein Entschluß war schnell gefaßt. Ich zog meinen schwarzen Frack an, ging die Treppe hinab und sagte dem Portier, daß ich erst gegen Morgen nach Hause kommen würde.

Die Nacht war lau, keine Winternacht mit Frost und Schnee, eine schöne sternhelle Nacht, wie zur Freude geschaffen. Auf dem Boulevard Montmartre wogte ein Gedränge von eingehüllten Männern und Frauen, unter ihren Mänteln blickten phantastisch die seltsamen Maskenkleider hervor. Im endlosen Zuge jagten die Wagen vorbei. Am Passage de l'Opera war das Gedränge so groß, daß man willenlos wie vom Strome fortgerissen wurde. „Les billets pour le bal — Messieurs prrenez vos billets!“ schrien die Ausrufer. Die Stiefelpuzer hielten, wen sie zuerst erwischen konnten, an dem Fuße fest: Monsieur faites cirer vos bottes! Im Corridor wurde das Gedränge noch ärger, denn hier war es derselbe ungeduldige Strom von Menschen, der fortwährend schwoh, aber fast gedämmt war und nur allmählig ausweichen konnte. Die Mehrzahl waren Masken, Masken von allen Farben und Nationen, Masken von allen Zeiten und Ländern. Die Bajazzo und die Wilden, die Savoyarden und die Chalfsen, die Lazaroni's und die Magier, die Ritter und die Postillione, die Tempelherrn und die Apotheker, die Russen und die Arsefins drängten sich, wälzten sich, schoben sich, und Alle schrieen und lachten und quikten mit ihren gellenden Larvenstimmen. Schaaren junger Leute, die bei Vesour und den freres provencaux gegessen haben mochten, kamen lärmend herein, ohne Maske, doch die Wangen von Champagner geröthet und das Gesicht mit angebrannten Korkstöpseln angenehm tätowirt. Lauter und wilder noch als die Männer lärmten die Frauen. Die Minderzahl der Damen waren Domino's, die Mehrzahl trug die reizende Tracht der Debardeurs. Soll ich eine Beschreibung dieses Costüms geben? Ein Debardeur steckt ganz in Atlas und Spitzen. Er hat ein weites Pantalon von weißem oder rosafarbenem Atlas und trägt ein Männerhemd von Battist, das den Busen vorthellhaft zeigt. Das lange Frauenhaar ist eingerollt, wie es die Schauspielerinnen in Pagenrollen auf dem Theater tragen und leicht gepudert. Ein samtenes Barett mit goldener Tresse vollendet den Anzug des Debardeurs. Doch nein! ich vergesse noch die schmale

schwarze Sammtmaske, die den Obertheil des Gesichts bedeckt und die Gluth der Augen, das Roth der Lippen um so schärfer hervorhebt, und den weißen Atlas-schuh, der den kleinen Fuß der Pariserinnen so hübsch kleidet.

Nur Schritt vor Schritt kam ich, von der drängenden Menschenfluth fortgetragen, bis in den Eingang des Saales. Er ist hoch, ungefähr auf dem Niveau der ersten Logenreihe und mit einem Male thut sich von ihm der Anblick auf die ganze Weite des Saales auf. Es ist ein wunderbares Schauspiel, was man da plötzlich vor sich hat! Es getreulich zu schildern, scheint mir unmöglich, eben so unmöglich, als eine Schlacht, oder einen Sturm auf dem Meere zu beschreiben. Wer kann das Wogen und Bewegen von Tausenden schildern und dabei eine Idee geben von der schmetternden Musik, von dem wilden Jubel des Tanzes? Wer auf der Höhe steht und so mit einem Blick in den ungeheuren Kessel voll Menschen hinab sieht, findet nur ein bezeichnendes Wort auf den Lippen: „Ein Pandämonium.“ Ja ein Pandämonium ist der weite Saal geworden, und alle Dämonen jener schönen Hölle, die man mit Recht das neue Babylon nennt, tanzen darin in wilder Empörung. Der Saal ist ein Krater, in dem der Schaum und Abschaum von Paris kocht und brodelte. Als wäre ein Duzend Geister in jeden Leib gefahren, geberdet sich hier Jeder und Jede in jenem infernalischem Tanz, der — ich weiß nicht warum — der Cancan genannt wird. Alle Arme sind in der Luft, alle Beine rühren sich in den wildesten Sätzen. So bunt sind die Farben, so unbeschreiblich ist der Wirwar, daß das Auge sich nicht zu helfen weiß und wie von einem Schwindel erfaßt wird. Eine lange Reihe von Strandolen erhellt den Saal, aber so dick und dunstig ist die Atmosphäre, daß die entfernteren Leuchtkronen nur wie matte Sternlein durch den Nebel daherblicken. Musard, der Strauß von Paris, der an dem einen Ende des Saals sein Orchester hat, thut sein Möglichstes, mit Blech und Pauken eine infernalische Musik zu machen, aber wie im Gewühl einer Schlacht geht die Musik im Geschrei und Gestampfe der Tausenden unter, und nur von Zeit zu Zeit durchbricht ein Trompetenschmettern das ungeheure Losen.

Aber die Quadrille ist noch nichts. Man muß den Gallop abwarten, der jeden Tanz beschließt, und wenn Alles bisher Wahnsinn schien, wird es jetzt zur maßlosen Raserei. Nicht zu Zweien, wie bei uns, in großen Banden finden sich die Tänzer zusammen und fegen beim Sturm der Musik den Saal hinab. Frauen springen auf die Schultern der Männer und lassen sich so mit forttragen. Wer da fielen, wäre verloren, achlos ginge der Tanz über ihn hinweg, und ehe man dem Gallop einen Einhalt thun könnte, wäre der Unglückliche schon von hundert Füßen zerstampft.

Nach jedem Tanze strömt die Menge dem Corridor und dem Foyer zu. Hier spielt die andere Hälfte der großen Fastnachtsorgie. Frauen, die unerkannt bleiben wollen und den Domino tragen, wandeln hier an dem Arme von Männern

umher; ob es eben ihre Männer sind, ist eine andere Frage. Eine große Anzahl von Frauen, die in der Gesellschaft geachtet dastehen, besuchen den Ball der großen Oper; es sind entweder Neugierige, die sich die Sache ansehen wollen, oder Eifersüchtige, die ihre Gatten belauschen, oder Ungetreue, die eine Schäferstunde suchen. Ihnen, den Domino's, gehört das Foyer, während es allen Debardeurs und Titi's verschlossen ist.

Es war drei Uhr, als ich in das Foyer trat und dort Zeuge einer seltsamen Scene war. Trotz der vorgerückten Stunde war der Saal noch ganz voll und besonders an einer Ecke häufte sich das Gedränge. Die Neugier ließ mich näher treten. Auf einem der niedern Divans saß ein schönes, üppiges Weib und hielt den Kopf eines jungen Mannes, der auf dem Parquet hingestreckt lag, in ihrem Schooß. Der junge Mann war von außerordentlicher Schönheit, ein zartes, junges Blut, mit frischen Wangen und dunklen Haaren. Wie ein junger Antinous lag er da und die schöne Frau strich ihm mit dem Ausdruck des innigsten Entzückens das Haar aus der Stirne und drückte ihre Hände sehnsüchtig an sein Gesicht.

„So hab' ich Dich endlich,“ sagte sie. „So lange hab' ich Dich gesucht. Nun, da ich Dich habe, entführe ich Dich und lasse Dich acht Tage lang nicht aus meinem Zimmer.“

Der junge Mensch lächelte ohne etwas zu erwidern; die Menge umher lachte.

„Nimm Dich vor Vampyren in Acht, o Jüngling,“ sprach ein Domino mit erheuchelter Gravität. — „Nach den acht Tagen kannst Du Dich gleich auf den Kirchhof tragen lassen,“ meinte ein Zweiter. — „An Deiner Stelle,“ sagte ein Dritter, „ginge ich lieber nach Spanien.“ — „Als Serrano der Zweite,“ sagte ein Vierter. — „Als Lolo Montes,“ sagte ein Fünfter.

Die Dame im Domino war bei diesen Spottreden immer ungeduldiger geworden. Durch die schwarze Halbmaske flammten ihre Augen wie schwarze Diamanten und die schmalen Lippen bissen sich zusammen. Plötzlich aber raffte sich die Frau auf — und noch ehe die Umstehenden rings begreifen konnten, was sie vorhabe, faßte sie den jungen Mann um den Leib, warf ihn mit einer Kraft, die mir jetzt unbegreiflich scheint, wie ein lebloses Ding über ihre Schulter, brach durch die Reihen der Zuschauer und war verschwunden.

Die Messaline hatte den jungen Mann davon getragen, wie ein Jäger ein Stück Wild davonträgt. Ein ungeheures Bravoekatschen brach los, aber sie hörte es nicht mehr, sie war schon die Treppen hinab.

Ich ging in den Saal hinunter. Der Ball tobte mit gleicher Heftigkeit weiter. Als ich die Treppen der Estrade hinabging, fiel mein Blick auf einen Pierrot, der auf der Brüstung einer Loge saß und seine Beine wie zwei dünne, melancholische Talgkerzen in den Saal hinabhängen ließ. Ungeheure Knöpfe zierten sein

weißes Gewand und sein hoher Spizhut senkte sich traurig auf die eine Seite, wie der Thurm von Pisa.

Dieser Pierrrot war der junge Pole, mit dem ich die Reise im Waggon der Eisenbahn gemacht hatte.

„Wie gehr's?“ fragte ich ihn, meine Hände wie ein Sprachrohr vor den Mund legend. — „Der Karneval tödtet uns Alle!“ rief er, und die traurigen Beine, mit weißen Schuhen angethan, schwankten trauriger als je.

Ich winkte ihm mit der Hand und nahm gleichgültig von ihm Abschied. Das Leben ist ein Gedränge, wie der Carneval.

Und weiter brach ich mir die Bahn. Wieder tanzten die Bajazzo's und Wilden, und Chalifen und Savoyarden, nicht minder die Lazaroni's und Templer und Postillione und Russen und Sonnenpriester. Immer wüster und wilder ward die Lust. Wildes, wüstes Bild, toll durcheinander wie eine Schlacht, oder wie ein Wirbelwind, der Staub und Herbstlaub aufwühlt. Ich fühlte mich unsäglich traurig. Endlich bei einem Getöse, in dem ein Kanonenschuß ungehört verflungen wäre, ging ich davon und dachte mir: Wenn Satan in seiner Hölle einmal einen recht schweren, schweren Traum, so eine Art Alpdrücken hat, muß es ungefähr so aussehn, wie in Paris der Ball der großen Oper.

A. M.